

Schweizerischer Naturschutzbund

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **31 (1941)**

Heft 10

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Mit Sprengkörpern und Minenwerfern im Kampf gegen Lawinen

In den Kriegswintern 1914—18 hat an der Alpenfront der „weiße Tod“ mehr Opfer gefordert als die Wirkung der modernen Schnellfeuerwaffen und Geschütze. Von der Wucht stürzender Lawinen wurden ganze Barackenlager, Unterstände, Beobachtungsposten, Seilbahnstationen, Geschützstellungen und Kommandostände zerschmettert und die darin weilende Mannschaft vernichtet. An einem einzigen Tage, dem 13. Dezember 1916 sind im Marmolata-Gebiet mehrere hundert Soldaten von den Lawinen getötet worden. Sechs kriegsstarke Bataillone wurden an diesem Unglückstage ohne gegnerische Waffenwirkung durch den „weißen Tod“ vernichtet. Wenn man durchs Binschgau hinunterwandert, liegt nahe der Hauptstraße der Heldenfriedhof von Spondinig. Dort ruhen die Toten, die an der Ortlerfront für ihre Heimat gefallen sind. Die Inschriften auf den schlichten Holzkreuzen bezeichnen Namen und Todesursache der Gefallenen. Es sind ihrer viele, die in Lawinen den Tod gefunden haben, viel mehr als durch die feindliche Waffenwirkung.

Aber schon in frühern Jahrhunderten hatten im Alpengebiet marschierende und kämpfende Truppen die Lawine als Gegner kennen gelernt. Beim Heerzuge der Eidgenossen 1478 über den Gotthard sollen 60 Mann den Tod in niederstürzenden Schneemassen gefunden haben, ebenso im Schwabenkrieg 1499. Bekannt ist ferner, daß die Armee Suwarows 1799 bei dem denkwürdigen Alpenübergang über Gotthard, Kinzig, Prugel- und Panigeraß Verluste durch Lawinen erlitt.

Es war deshalb selbstverständlich, daß zu Beginn des Kriegswinters 1939/40, als unsere Armee wieder in der Alpenfront stand, Vorkehrungen getroffen wurden, um Lawinenkatastrophen zu vermeiden. So wurde bereits Ende des Jahres 1939 von einer Gebirgsbrigade ein Lawinenkurs durchgeführt. Anfangs Januar 1940 folgten dann die Lawinenkurse der Armee, die auch im Winter 1940/41 fortgesetzt werden.

Viele Eltern, die ihre Söhne, viele Familien, die ihren Vater droben an windumrausten Pässen in der winterlichen Einöde der Alpenfront auf Grenzwaache stehend wissen, fragen sich wohl, was für Vorkehrungen getroffen wurden, um unsere Soldaten vor dem „weißen Tod“ zu schützen. Sie können beruhigt sein. Wohl kaum in einer Armee, die im Winter in den Bergen zu leben und zu kämpfen hat, ist die Abwehr gegen die Lawinen so gut organisiert und die Mannschaft so gut geschult wie bei uns in der Schweiz. Das kommt nicht von ungefähr, denn schon lange vor Ausbruch des Krieges wurde in unserm Lande der Schnee- und Lawinenforschung so große Beachtung geschenkt, wie es anderswo kaum der Fall war. Die seit Jahren gesammelten Erfahrungen und Forschungsergebnisse konnten dann für die Schaffung und den Weiterausbau des Lawinendienstes der Armee nutzbringend ausgewertet werden. Die große Arbeit, die auf diesem Gebiete geleistet wurde, ist in dem bei Achmann & Scheller erschienenen und von der Schweiz. Schnee- und Lawinenforschung und dem Parsenddienst bearbeiteten Büchlein „Lawinen, die Gefahr für den Skifahrer“ zusammengefaßt.

Wir wollen an dieser Stelle nur kurz die Anwendung von zwei wirksamen Waffen der Lawinenabwehr besprechen, den Sprengkörper und den Minenwerfer.

Unserer Bergbevölkerung war es längst bekannt, daß unter gewissen Umständen die leichteste Luferschütterung genügt, um eine Lawine auszulösen. So wurde in Churwalden, Andermatt und an andern Orten beobachtet, daß beim Läuten der Kirchenglocken sofort nach dem ersten Anschlag Lawinen niedergingen. Auf Grund ihrer Erfahrungen verstopften die Säumer die Glocken ihrer Pferde, wenn sie lawinengefährliche Zonen beim Übergang über die Bergpässe passierten. Eine Reihe von Versuchen, die in den letzten Jahren durchgeführt wurden, bestätigte diese Beobachtungen. Es wurden Sprengkörper in Lawinenzonen zur Explosion gebracht. Durch die Erschütterung der Luft, der Schneedecke oder des Erdbodens wird die Lawine ausgelöst und stürzt zu Tal. Nach ihrem Fall kann das Gelände innerhalb der Lawinenbahn gefahrlos begangen werden. An sehr lawinengefährlichen Tagen wirkt der Sprengkörper nicht nur an Ort und Stelle selbst. Wir konnten zu verschiedenen Malen beobachten, daß durch die Schallwirkung der Explosion im Umkreis von 2—4 km Lawinen ausgelöst wurden. In der praktischen Auswertung gestaltet sich die Anwendung des Lawinensprengkörpers wie folgt: Wenn eine Abteilung von Skitruppen lawinengefährliches Gebiet zu begehen hat, so marschiert ihr eine Sprengpatrouille voraus. Dieselbe hat die Aufgabe, den betreffenden Geländeabschnitt freizusprennen, sodas die nachfolgende Truppe ungefährdet und lawinensicher ihres Weges ziehen kann. Es ist selbstverständlich, daß diese Sprengpatrouille besonders geschult und außer mit dem notwendigen Sprengmaterial auch mit dem modernsten Lawinenrettungsgerät ausgerüstet sein muß. Die Ausbildung im Lawinensprengdienst erfolgt in den Lawinenkursen der Armee.

Ein weiteres sehr wirksames Mittel zur künstlichen Auslösung von Lawinen ist der Minenwerfer. Mit demselben wird aber nicht etwa blind geschossen, wie kürzlich behauptet wurde, sondern scharf. Verwendet wird eine Granate, die sich als sehr wirksam erwiesen hat. Voraussetzung für ein wirkungsvolles Lawinenschießen ist, daß der Schießleitende eine gründliche Ausbildung erhalten hat und vor allem auch über die nötigen Kenntnisse des Schnees und der Lawinenbildung verfügt. Denn auch das schönste Schnellfeuer und der größte Munitionsaufwand in eine Bergflanke hinein nützen nichts, wenn der Schießleitende nicht zu erkennen vermag, an welche Stellen hingeschossen werden muß, um die gefahrdrohenden Schneebrettlawinen zum Absturz zu bringen. Die Ausbildung hierfür erhalten die verantwortlichen Schießleiter ebenfalls in den Lawinenkursen der Armee.

Zweifellos sind Sprengkörper und Minenwerfer wirksame Waffen für die Lawinengefahr, wenn sie richtig angewendet werden. Sie tragen, von gut geschulten Mannschaften geführt, dazu bei, unsere Truppen vor dem „weißen Tod“, der ihnen überall im winterlichen Gebirge droht, zu schützen.

Schweizerischer Naturschutzbund

Der Schweizerische Naturschutzbund legt in seiner Februarnummer Bericht ab über seine Tätigkeit im zweiten Kriegsjahre. Wie immer, weist die Zeitschrift eine Anzahl interessanter Illustrationen auf. Sie geben Einblick in die Wintersütterung des Wildes, in die Bewässerungsarbeiten des Kaltbrunnerriedes und werden abgeschlossen durch ein charakteristisches Bild von Prof. Vater Damian Buck, dem langjährigen Lehrer an der

Stiftsschule des Klosters Einsiedeln, einem überzeugten und eifrigen Förderer des Naturschutzgedankens.

Der Jahresbericht stellt den Leser mitten hinein in die für unsere Heimat so wertvolle und nicht immer richtig gewürdigte Arbeit des Naturschutzbundes. Was da alles geleistet wird, davon machen sich weite Kreise kaum einen richtigen Begriff. Leider ist dem so. Und doch handelt es sich dabei um ein Werk, das

uns und unsere Kinder und Kindeskinde angeht: Um die Erhaltung des Gesichtes unserer Heimat, um die Pflege der höchsten uns anvertrauten Güter der Natur. Wahrlich, es geht um eine Idee, an deren Verwirklichung sich das ganze Volk beteiligen sollte, daselbe Volk, das die Schönheiten seiner Natur so überzeugend in den Heimatliedern besingt. Zu diesen Naturschätzen gehören nicht nur unsere Schnee- und Gletscherberge, die großen Seen und Flußläufe, die Alpweiden und ausgedehnten Wälder; nein, ebenfowenig wie diese, dürfen die versteckten Schönheiten, die etwas abseits von der großen Heerstraße und den Ferienorten liegen, vergessen und sich selbst überlassen werden. Dessen sind sich die Naturschutzkreise bewußt. Davon zeugen der Ankauf des Baldeggersees, die Bewässerung des Kaltbrunnerriedes (Naturschutzgebiet für unsere Vögel), die Bemühungen um die Erhaltung des Wauwilermooses, worüber die Zeitschrift näheres berichtet. Bekannt sind in unserer Volksseele die Maßnahmen zu Gunsten des Wildschutzes im Hochgebirge, und die neuesten Schöpfungen des Naturschutzbundes, der Aletschbann und das Grimfelseisjoch, zwei schweizerische Naturschutzparks in kleinerem Ausmaße.

Überall sieht der Naturschutzbund in unserer Heimat zum Rechten — bald sorgt er vor — bald wehrt er Unheil ab, das der Landschaft oder der Flora und Fauna droht. Seine Erfolge, und er hat deren viele, werden früher oder später als etwas

Selbstverständliches hingenommen. Nur wenige ahnen das Ausmaß an Arbeit und Mühe, das dahinter steckt.

Der Krieg hat die Hüter unserer Naturschönheiten vor neue, schwierige Probleme gestellt. Die Naturschutzidee wird da und dort in absehbarer Zeit in Widerspruch geraten mit den Bestrebungen zur Sicherung der Landesversorgung, die darauf ausgeht, alle wirtschaftlich ertragslosen Territorien in die Mehranbaufläche einzubeziehen. Da ist es gut und notwendig, wenn jemand darüber wacht, daß nicht einzigartige Schutzgebiete, Moore und dergleichen, der Idee des Mehranbaues geopfert werden, selbst dann, wenn die zu erwartenden Erträge erst nach langen Jahren abgeworfen werden können. Diese neuesten Probleme kommen in der Februarnummer der Naturschutzzeitung ausgiebig zum Vortrage. Noch ist viel unbrudreicher Boden für den Ackerbau vorhanden, der rasch Ertrag bringen würde und noch nicht landwirtschaftlichen Zwecken dient. Ganz richtig stellt die Zeitschrift, über welche hier berichtet wird, fest, daß die vielfach vertretene Ansicht grundfalsch sei, wonach der Naturschutz als Luxus bezeichnet wird. Denn, so fährt der Jahresbericht des Naturschutzbundes fort, der Schutz unserer Landschaft mit all ihrem mannigfaltigen pflanzlichen und tierischen Leben ist nichts anderes als lebendige Heimatpflege. Er ist wahrhaft unlöslich mit dem Heimatgefühl des rechtsdenkenden Schweizer verknüpft.

Die Insel Guam

Als Ende des Jahres 1520 der erste Weltumsegler, Magellan, die nach ihm benannte Meeresstraße an der Südspitze Amerikas durchfahren hatte, versuchte er den riesigen Stillen Ozean zu durchqueren. Dies gelang ihm auch. Zufälligerweise aber traf er auf keine der zahlreichen Inseln. Er fuhr zwischen ihnen hindurch, ohne ihrer ansichtig zu werden, und seine Mannschaft ging an Skorbut und Hunger teilweise zu Grunde. Endlich, am 1. März 1521, einige Wochen, bevor Magellan auf den Philippinen erschlagen wurde, traf man auf eine bewohnte Insel; doch war es nicht möglich zu landen und Nahrungsmittel zu erhalten; denn die Bewohner dieser Inseln kamen auf die Schiffe und entwendeten bald dies, bald jenes, ohne daß man sie davon abzuhalten vermochte; es gelang ihnen sogar ein Boot zu entwenden. Magellan ließ dann einige Dörfer zerstören und segelte weiter. Diese Inseln beschenkte er mit dem Namen *Islas de los Ladrones*, das heißt Diebsinseln. Später wurden sie Marianen genannt. Zu dieser Inselgruppe gehört die Insel Guam. Die Marianen wurden 1565 von den Spaniern in Besitz genommen. Nach dem spanisch-amerikanischen Krieg wurde 1898 Guam an die Vereinigten Staaten abgetreten, ebenso wie die weiter westlich gelegene gewaltige Inselgruppe der Philippinen. Die Marianen, Karolinen und Marshallinseln waren von den Spaniern ziemlich vernachlässigt worden, sodaß sich die Deutschen hier zunächst festsetzten; auf spanische Proteste hin entschied der Papst aber für Spanien, und die Deutschen mußten diese Inselgruppen, Mikronesien genannt, den Spaniern 1899 abkaufen. Nach dem Weltkrieg aber wurde Mikronesien als Völkerbundsmandat Japan übergeben. Guam ist die größte Insel der Marianen.

Der Flächeninhalt beträgt 583 qkm, die Bevölkerungszahl rund 20.000 Einwohner, darunter 19.000 Eingeborne. Guam ist die südlichste Insel der ganzen Gruppe und übertrifft alle übrigen an Zahl der Bewohner. Die Insel ist von einem mächtigen Riff umgeben. Sie ist gebirgig und erreicht an höchster Stelle 400 m über Meer. Im Süden ist sie vulkanischen Ursprungs, im Norden dagegen besteht sie aus einem Korallenplateau. Die Insel besitzt eine Länge von 48 km. Die mehr als

1000 Fremden bestehen aus Weißen, doch befinden sich auch einige Gelbe darunter. Die Eingebornen dagegen gehören den Ureinwohnern, den Tschamorros, an. Besonders auffallend ist bei diesen die starke Geburtenziffer, nämlich 51 pro 1000, das dreifache der Sterblichkeitsziffer.

Die Eingebornen sind Christen und europäisch gekleidet. Sie sprechen einen Tschamorro-Dialekt, verstehen aber auch spanisch; in den Schulen wird das Englische gelehrt. Von den ursprünglichen Volksbräuchen ist nur noch wenig übrig geblieben. Die Hauptstadt ist Agaña, mit etwa 9000 Einwohnern, an der Westküste. Stark befestigt ist der Seehafen Apra. Auf Guam werden Kokosnüsse gewonnen. Ferner wird Mais und Reis angepflanzt. Auf den Feldern wird der Büffel, neuerdings auch amerikanisches Vieh, als Nutztier verwendet. Die Bewohner von Guam sind Mikronesier mit Beimischung von melanesischem Blute. Sie sind ziemlich hellfarbig. Ihr Körper ist wohlgestaltet, die Glieder sind schlank und ebenmäßig gebaut. Die Nase ist nicht so breit wie bei den dunkleren Melanesiern (auf Neu-Guinea und Salomon-Inseln), vor allem fehlen hier die entstellenden Augenwülste.

Als nach dem spanisch-amerikanischen Krieg die Amerikaner die Philippinen erwarben, versuchten sie gleichsam eine Brücke von Stützpunkten bis nach Amerika auszubauen. Hawaii war schon 1897 besetzt worden. Es kamen nun u. a. noch hinzu die Inseln Johnston, Wake und Guam. Da aber nach dem Weltkrieg das ehemals deutsche Inselgebiet Mikronesiens unter japanisches Mandat gekommen ist, so kreuzen sich nicht nur symbolisch, sondern auch tatsächlich die Interessensphären beider Großmächte. Das amerikanische Kabel, das seit 1903 von San Francisco abgeht, berührt Honolulu und durchschneidet dann direkt das japanische Machtgebiet auf dem Meer. Das Kabel sinkt 7000 Meter tief, im sogenannten Marcanengraben, und erhebt sich wieder, um Guam zu erreichen. Von dort führt es weiter bis nach Manila auf den Philippinen. Die ganze Strecke mißt 14.140 km. In Manila verbinden es englische Kabel mit Schanghai und Hongkong. Japan besitzt dagegen das Kabel Yokohama—Guam. In der Friedenskonferenz von 1919 erhielt es zudem die Kon-